

1882 den 1. Juni	24,40	MT.
1883	21,00	"
1884	(3 M. Zoll) 19,00	"
1885	18,30	"
1886	17,70	"
1887	19,50	"
1888	(5 M. Zoll) 19,50	"
1889	19,30	"
1890	21,50	"
1891	24,50	"

Den höchsten Weizenpreis bezahlten wir im Jahre 1864 mit 32 Mt. und im Jahre 1873 mit 32 Mt. für 100 kg. Der Einfuhrer bemerkt dazu: Den durchschnittlichen Weizenpreis der letzten Jahre können wir in Anbetracht der sonstigen Verhältnisse, der Ansprüche der ländlichen Arbeiter auf höhere Lohn, bessere Beschäftigung u. s. w. nicht als übertrieben bezeichnen. Ein fleißiger, tüchtiger Landwirt, welcher ein mittelgroßes Gut (50 bis 60 ha Weizenboden) bewirtschaftet, würde bei einer Mittelrente nach diesen Getreidepreisen höchstens 4 Prozent Zinsen erzielen, wenn bescheidene, einfache Lebensbedürfnisse für Verwaltung abgerechnet wird, die ein fleißiger Verwalter ja auch von seinem Gehalte bestreiten kann. Da die Landwirthe nun in diesem Jahre einen geringeren Ertrag haben werden, so ist zu ihrer Lebenshaltung ein niedrigerer Preis doch kaum genügend und setzt sie kaum in die Lage, um den Zahlungsverpflichtungen an Pacht, Steuern, Löhnen u. s. w. nachzukommen. In Frankreich soll am 1. August d. J. der Weizenoll von 5 auf 3 Franks ermäßigt werden und doch notirt Paris Mehl 12 Markten per Juni 64,10 Franks, per September-Dezember 64,50 Franks. Die Getreidepreise haben höchst wahrscheinlich den Höhepunkt erreicht, die Zollunruhen können aber dazu führen, daß, so lange noch Getreidezölle bestehen, die Einfuhr sich nur auf das Nöthigste beschränkt. Wenn der Getreidezoll jetzt sofort um die Hälfte ermäßigt würde, würden wir voraussichtlich einen Schaden erleiden, für dessen Ausgleichung wir jahrelang arbeiten müßten. Wir werden dann ja, und sicher die meisten Mühen, so lange noch Getreidezölle bestehen, nur für den sofortigen Bedarf kaufen, um einen solchen Schaden nicht noch einmal erleiden zu müssen. Einen Nutzen würde von einer sogenannten Nothstandsmaßregel neben dem Auslande wohl nur die Börsenspekulation haben. Der inländische Bedarf an Getreide ist weit bis in die neue Ernte gedeckt mit dem, was Mühlen und Getreidehändler auf Lager halten und noch im Auslande gekauft haben, von einem Nothstande, der eine Ausnahmemaßregel rechtfertigen würde, kann also keine Rede sein.

Vor einiger Zeit ging die Mittheilung durch die Blätter, daß ein Gutbesitzer in Mecklenburg, um den dort allgemein herrschenden Arbeitermangel zu beseitigen, die Einführung von chinesischen Kuli-Arbeitern beabsichtige und eine Aufforderung an die gesammten Gutbesitzer gerichtet habe, sich mit ihm zur Ausführung jenes Planes zu vereinigen. Es soll sich darauf eine ganze Reihe von Herren gemeldet haben; indes meldet jetzt der „Mecklenburger“, dem Vernehmen nach habe sich die Großherzogliche Regierung sehr energisch gegen dieses Vorhaben ausgesprochen und die Ausweisung der etwa einzuführenden Kulis, sobald diese die mecklenburgische Grenze überschritten haben würden, in Aussicht gestellt.

Ueber den Grund der tiefen Verstimmung auf freihändlerischer Seite über die ablehnenden Erklärungen der Reichsregierung gegenüber der Forderung der Aufhebung der Getreidezölle wird man sich vielleicht durch nachfolgende Zuschrift an die „Samb. Nachr.“ belehrt fühlen: „Es dürfte für weitere Kreise von Interesse sein, zu erfahren, wo die wahre Trieb-

feder für die plötzliche Agitation gegen die Zölle liegt. Es verhält sich damit folgendermaßen: Einige große Firmen in Berlin haben bedeutende Mengen Roggen zu hohen Preisen verkauft. Es sind wohl zusammen an über hunderttausend Wispel (zu 24 Scheffel), die sie zur Ausführung dieser Abschlüsse benötigten. Sie hätten das Quantum in Rußland mit Gewinn ankaufen können; aber daß war ihnen nicht genehm, es sollte noch mehr Verdienst darauf sein. Inzwischen waren die Preise in Rußland gestiegen, und nun konnten sie die Anschaffung nicht ohne Verlust ermöglichen. Um diesen zu vermeiden und noch Gewinn dabei zu haben, ward die Zollagitation ins Werk gesetzt. Gelang die Sache, so stößen die erparten Zollgebühren für die hunderttausend Wispel, die sich nach Millionen berechnen, in die Taschen der Spekulanten, denn der Roggen war ja verkauft und wird auch zu dem verabredeten Preise abgenommen. Das große Publikum würde gar keinen Gewinn davon gehabt haben.“

Die Artikel der „Weißf. Volksztg.“, um die es sich in dem bereits erwähnten großen Bochumer Steuerprozeß handelt, zerfallen in drei Gruppen. In der ersten Gruppe werden Vorkommissionen besprochen, die sich bei der Einschätzung zur flüssigsten Einkommensteuer, sowie bei der Einschätzung der Jorensen und juristischen Personen für das Jahr 1890/91 in den beiden Einschätzungs-Kommissionen abgepielt haben sollen. Es wird behauptet, daß gerade die am besten situierten Bürger, insbesondere Mitglieder des Magistrats, des Stadtrathes, des Kollegiums und der Einschätzungs-Kommission selbst, sowie eine Anzahl der Jorensen und juristischen Personen in Bochum, namentlich der Bochumer Verein, viel zu wenig Steuern zahlten. Aus dem Inhalt der Artikel entnimmt die Anklage, daß den Mitgliedern der Einschätzungs-Kommission der Vorwurf gemacht werde, sie hätten von den Vermögensverhältnissen der einzelnen zu gering eingeschätzten Personen Kenntnis gehabt und trotz dieser Kenntnis die frühere, allzu geringe Einschätzung beibehalten. Ferner macht die Anklage den Beschuldigten den Vorwurf, sie hätten durch den Hinweis, daß die Einschätzungen und die betreffenden Einkommen der evangelischen Konfession und der nationalliberalen Partei angehörten, als Beweggrund der unverhältnismäßig niedrigen Einschätzung die gleiche Konfession und politische Parteistellung angegeben. In einer zweiten Gruppe der unter Anklage gestellten Artikel werden Uebelstände und Vorkommissionen der Bochumer Stadtverwaltung, insbesondere der städtischen Armenverwaltung besprochen. Den Leitern letzterer Verwaltung wird der Vorwurf gemacht, daß sie an falscher Stelle sparten und das Sparsystem auf Kosten gerade der Armen zur Geltung brächten. Auch solle die städtische Verwaltung darunter leiden, daß sie sich durch die in ihrer Mitte vorhandenen Mitglieder, welche dem „Bochumer Verein“ angehörten, derartig beherrschen ließe, daß oftmals die Interessen der Stadt den Interessen des Bochumer Vereins nachstehen müßten. Die dritte und kleinste Gruppe der Artikel beschäftigt sich, indem nebenbei das Steuerthema oder die Stadtverwaltung gestreift wird, mit einzelnen Persönlichkeiten; insbesondere ist ein gelegentlich der Stadtverordnetenwahlen gegen den Geh. Kommerzienrath Baare gerichteter, sehr scharf gehaltener Flugblatt intrinirirt.

Ueber die bereits kurz gemeldete blutige Schlägerei in Eisenleben meldet die „Eisf. Ztg.“ noch folgendes Nähere: Die Sozialdemokraten hatten gestern Nachmittag eine öffentliche Versammlung in Saale des „Kronprinzins“ veranstaltet. Es kam dort zwischen Sozialdemokraten und nichtsozialdemokratischen Bergleuten zu Streitigkeiten, die demnächst in Schlägereien und Siedereien ausarteten, die jeder Beschreibung spotten. Alles was nicht niets- und nagelstarr war, wurde abgerissen,

abgebrochen und zu Waffen benützt; Stuhlbeine, Tischbeine, sogar Thüren und Bierfässer mußten dazu herhalten. Das Blut floß in Strömen und Mancher hat einen Denzettel erhalten, an den er wohl Zeit seines Lebens denken wird. Die angerichtete Verwüstung in dem genannten Saale ist unbeschreiblich; das Mobiliar ist vollständig demolirt, der Kronleuchter zerschlagen, ebenso eine Menge Lampen, Fensterscheiben, Seidel u. s. w. Während des blutigen Vorgangs im Saale schoß der Sattlermeister Adolf Fr. von hier mehrmals mit einem Revolver in die Menge und verwundete 3 Personen in ziemlich erheblicher Weise. Fr. wurde durch herbeigeeilte Polizei zur Haft gebracht. Ein anderer Sozialdemokrat legte ebenfalls mit einem Revolver an; zum Glück wurde ihm derselbe aber aus der Hand geschlagen. Auf der Straße setzte sich der blutige Erzeß fort, bis schließlich die Polizei Ruhe stiftete. Der sozialdemokratische Agitator, Hoffmann-Beiß, flüchtete durch ein offenes Fenster.

Selbst eine Schlaglichter auf die Zustände im belgischen Heere wirft ein Aufsehen erregender Artikel des Fachblattes „La Belgique militaire“, der sich mit den Vorräthen in den Montirungskammern der verschiedenen Regimenter befaßt. So behauptet dieses Blatt z. B., in der Montirungskammer des Regiments der Karabiniers befänden sich nur 1900 Paar Schuhe, obwohl dasselbe im Falle einer Mobilmachung einen Effectivbestand von über 7000 Mann hätte; genau eben so schlecht sei es mit den Vorräthen an Bekleidungsstücken der übrigen Regimenter bestellt. „La Belgique militaire“ fügt noch hinzu, daß die Rekruten des Jahres 1890 nur dadurch hätten eingekleidet werden können, daß auf Befehl des Kriegsministers sich die verschiedenen Regimenter gegenseitig mit Bekleidungsstücken ausgetauscht hätten. Wenn in diesem Momente die Mannschaften des Jahres 1891 eingezogen würden, so wäre es absolut unmöglich, dieselben einzukleiden, und noch viel weniger könnte daran gedacht werden, im Falle einer Mobilmachung die ganze belgische Armee in einer Stärke von 130000 Mann mit den nöthigen Kleidern, Schuhen u. s. w. zu versehen. Sollten die übrigens in positiver Form aufgestellten Behauptungen des militärischen Fachblattes auf Wahrheit beruhen, so würden dieselben auf die eventuelle Kriegsbereitschaft der belgischen Armee allerdings ein böses Licht. Möglicherweise sind diese Behauptungen übertrieben. Jedenfalls aber wird ihre Glaubwürdigkeit durch die Thatsache untertützt, daß bei der ersten Einberufung zweier Jahrgänge der Reserve im verfloßenen Winter die Reservisten trotz der Kälte eine geraume Zeit weiße Weinkleider tragen mußten.

Bankier Jouanno, der Gekbeher der Moskauer Französischen Ausstellung, ist durchgebrannt. Er hinterläßt angeblich 6 Millionen Franken Schulden. Wie sich jetzt herausstellt, erfand er den ganzen Moskauer Ausstellungsplan bloß, um das wankend gewordene Vertrauen seiner Kunden zu befestigen; auch seine Opfer sind größtentheils katholische Geistliche. — Der in der Melinitaffaire verhaftete Beamte der Waffenfabrik in Puteaux, Jasseler, soll Tripone wichtige Pläne und Schriftstücke aus dem Archiv der Waffenfabrik übermitteln haben.

Die bereits mitgetheilte schiedsrichterliche Entscheidung des Kaisers von Rußland in der zwischen Frankreich und Holland bestehenden Grenzstreitigkeit in Guiana zu Gunsten der holländischen Ansprüche hat in Paris sehr bezeichnenderweise eine fomihe Ueberrassung erregt, welcher die Journale mit einer wirklich reizenden Raibetät Ausdruck geben. Da der Zar der Freund und Allirte Frankreichs ist, so erklärte man es als ertäunlich, daß derselbe darauf keine Rücksicht genommen und die ihm unterbreitete streitige Frage nicht zu

Der Amerikaner.

Roman von Adolf Streckfuß.

[17. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Der Amerikaner schüttelte mißbilligend den Kopf. „Sind Sie so sicher,“ sagte er, „daß Ihr glühender Haß nicht einen Mann trifft, der vielleicht mehr unglücklich als schuldig ist, der vielleicht gern die Stelle Dessen einnehmen würde, der durch seine Hand gefallen ist! Wenn er in der Nothwehr, in der Vertheidigung des eigenen Lebens —“

„Dann würde er nicht feige geflohen sein!“ unterbrach Kurt den Amerikaner.

„Konnte er beweisen, daß er in der Nothwehr gehandelt hatte? Keinen Zeugen hatte der traurige Streit der beiden Vettern. Mußte nicht auf den Ueberlebenden der bis zur Gewißheit sich steigende Verdacht fallen, er habe den gefassten Vetter ermordet? Jedes Geschworenengericht mußte sein „Schuldig“ sprechen. Der Unglückliche hatte nach der That vielleicht nur zu wählen zwischen schneller Flucht und langjährigem Zuchthaus. Dürfen Sie ihm den Vorwurf der Feigheit machen, wenn er vor dem Zuchthaus floh?“

„Nachdem er kein Opfer beraubt hatte! Wollen Sie auch den nichtswürdigen Raub vertheidigen?“

„Ich würde ihn nicht vertheidigen, wenn er bewiesen wäre,“ erwiderte der Amerikaner ernst. „Aber welcher Betrug liegt vor, daß das Geld, welches der Fliehende mitnahm, nicht sein Eigenthum war? Ich erinnere mich, daß Ihr Vater eine bedeutende Geldsumme bei sich trug, welche für seinen Vetter bestimmt war.“

„Der schmähliche Handel, welchem diese Summe dienen sollte, ist nicht zu Stande gekommen. Nur durch einen Raubmord konnte sich der Schurke des Geldes bemächtigen. Er hat es gethan und ist geflohen.“

„Waffen Sie uns dies traurige Gespräch abbrechen, Herr von Dyffem,“ sagte der Amerikaner ernst. „Ich bedauere, daß ich es begann und dadurch so traurige Erinnerungen für Sie heraufbeschworen habe.“

Er füllte die Gläser von Neuem und stieß mit Kurt an, dann aber wendete er sich an Falk, um mit diesem ein Gespräch über dessen neuesten Roman zu beginnen, der mit hochgespanntem Interesse von den sämtlichen Mitgliedern seiner Familie gelesen worden war. Dem Dichter schien namentlich Susanne wahrhaft entzückend, als sie mit leuchtenden Augen sagte, daß sie gar nicht sich habe entschließen können, das wunderwolle Buch fortzulegen, wie sie bis tief in die Nacht hinein gelesen habe, um, als sie zu Ende gewesen sei, es am nächsten Morgen wieder von vorn zu beginnen. Und als sie dann ihm die Hand bot und ihm mit naiver Natürlichkeit versicherte, sie habe sich solches Glück, mit dem Dichter ihres Lieblingssromanes jemals so harmlos plaudern zu dürfen, niemals träumen lassen, da hätte er ihr am liebsten die reizende kleine Hand und den vollen rosen Mund dazu geküßt. Er

nahm es ihr auch gar nicht übel, ja er mußte herzlich lachen, als sie, ihn schelmisch ansehend, sagte: „Wissen Sie, Herr Doktor, eines nur kann ich gar nicht begreifen. Wenn ich an den wundervollen Roman denke und Sie dann anschau, dann vertheile ich gar nicht, daß Sie denselben geschrieben haben können. Ich habe mir einen Dichter immer ganz anders gedacht.“

„Und wie haben Sie ihn sich gedacht?“

„Etwas so wie den Herrn v. Dyffem, mit bald schwärzlichen, bald feurig blühenden schwarzen Augen, aber doch auch nicht ganz so; jedenfalls nicht im Sumpfe herumwandelnd, mit dem Regenschirm und einem Fischnetz auf dem Rücken!“

„Aber Susanne!“ mahnte Elsa, verlegen Kurt anblickend, der aber glücklicherweise in tiefes Sinnen versunken, Susannens Bemerkung kaum gehört hatte.

„Ich kann mir nicht helfen,“ fuhr die kleine Susanne lachend fort, „die Herren sehen zu komisch aus! Ja, Sie auch, Herr Doktor, ich habe Sie wohl gesehen, als Sie hinter dem Erlaubniß hervortraten, wenn Sie auch gleich darauf sich wieder dahinter versteckten. Sagen Sie mir nur, was in aller Welt haben Sie nur da im tothen Moor getrieben, ich brenne vor Neugierde, es zu wissen.“

„Wir haben Raupen gesucht.“

„Raupen?“ rief Susanne im Tone des höchsten Staunens. „Solch häßliches Ungeziefer! Ein Dichter sucht Raupen, das ist ja gar nicht zu glauben!“

„Für mich ist diese Jagd nicht nur eine Liebhaberei,“ meinte Kurt. „Ich habe das Studium der Naturwissenschaften zu meinem Lebensberuf gewählt.“

„Die Liebe zu den Naturwissenschaften ist überhaupt ein Erbtheil des Geschlechts der Dyffem, in welchem sich, wie die Mehrlichkeit der Geschitzzüge auch Liebhabereien und selbst Charakterzüge zäh fortzuererben scheinen. Alle Dyffem, so wohl die Männer als die Frauen, haben eine leidenschaftliche Liebe für die Natur. Meine Tante Susanne liebt die Blumen so sehr, daß sie einen großen Theil ihrer Zeit der Pflege derselben opfert; auch mein Vater war ein großer Blumenfreund und sein nichtswürdiger Vetter Karl trieb sogar mit Eifer botanische Studien, ohne daß diese aber sein rohes Gemüth veredelt, seine Charaktergemeinheit verringert hätten.“

„Um Gotteswillen, bringe das Gespräch nicht wieder auf diesen unseligen Menschen! Ich dachte, wir hätten heut schon mehr als zu viel von ihm gehört.“

„Sehr wahr, Herr Doktor!“ — fiel der Amerikaner ein, „möge die Erinnerung an ihn vergessen sein für alle Zeit. — Meine botanischen Studien verdöhner mir die tiefe Einsamkeit, in welcher ich hier im rothen Haus zu leben gezwungen bin. Ich würde sie vielleicht nicht so viele Jahre ertragen haben, wenn nicht durch meine Leidenschaft für die Jagd und meine botanische Liebhaberei immer wieder eine Abwechslung in mein einförmiges Leben gebracht würde. Heute freue ich mich meiner botanischen Studien doppelt, denn sie gewähren

mir die Aussicht, Ihnen, Herr von Dyffem, und Ihnen, Herr Doktor, bei Ihren Ausflügen in die Berge nützlich sein zu können. In zehn langen Jahren habe ich die Umgegend weithin durchforscht, ich kenne die Standorte aller unserer seltenen Pflanzen, ich kann Sie nach den besten Fundstellen führen, die gewiß nicht nur für Pflanzen, sondern auch für das Sammeln von Schmetterlingen ergiebig sein werden.“

„Wird dankend angenommen!“ rief Falk erseut.

„Und hoffentlich auch meine Bitte, daß Sie die Exkursionen in die Berge recht oft vom rothen Hause aus unternehmen, es liegt zu diesem Zwecke besonders günstig, und ich werde mich stets freuen, Sie als liebe Gäste hier zu empfangen. Zwei Betten sollen immer für Sie bereit stehen. — Geben Sie mir darauf die Hand, Herr Doktor.“ Falk schlug kräftig in die dargebotene Hand ein, er achtete nicht darauf, daß Kurt auf die so lebenswürdige Einladung nur durch eine stumme und ziemlich steife Verbeugung antwortete.

VII.

Der Glühwein übte bald seine belebende Wirkung aus. Die Unterhaltung wurde immer belebter, die Stunden verfloßen und hätte nicht die Rufstuhlruf mit elmaligem, lauten Ruf sich zubringlich bemerkbar gemacht, dann würde wohl Niemand der kleinen Gesellschaft daran gedacht haben, wie spät es sei. „Elf Uhr!“ sagte der Amerikaner, erlaunt auf seine Taschenuhr sehend. „Wahrhaftig, der Ruf hat Recht! — Wir müssen wohl das letzte Glas leeren, denn wir dürfen unsern lieben Gästen, die müde von ihrer heutigen und weiten und anstrengenden Partijie sein müssen, nicht zumuthen, bis tief in die Nacht hinein bei uns zu sitzen.“

„Auf uns bitte ich nicht die geringste Rücksicht zu nehmen,“ rief Falk eifrig; aber er fand keine Unterstützung bei Kurt, der sich erhob, noch einmal mit dem Amerikaner anstieß und dann, der Frau vom Hause einige Worte des Dankes für die freundliche Aufnahme sagend, sich verabschiedete. Falk mußte sehr gegen seinen Willen das Gleich thun, da Frau Müller keinen Einwand gegen den Aufbruch der Gäste erbob.

Der Amerikaner zündete zwei Lichter an; er führte selbst Kurt und Falk nach dem für ihre Aufnahme vorbereiteten Zimmer, es lag unmittelbar neben dem Familienwohnzimmer, mit welchem es durch eine Thür verbunden war. Mit freundlicher Sorglichkeit prüfte der Amerikaner, ob für die nächtliche Bequemlichkeit seiner Gäste nach allen Richtungen hin Sorge getragen sei; erst als er sich überzeugt hatte, daß nichts fehlte, bot er Kurt und dann Falk noch einmal zum Abschied die Hand. Es lag ein ganz eigener Ausdruck in seinen dunklen Augen, als er zu Kurt sich wendend sagte: „Sie schlafen zum ersten Mal in meinem Hause, Herr von Dyffem. Ich hoffe, daß dieser einen Nacht noch viele andere folgen werden! Sie und Ihr Freund werden mir immer willkommen sein. Gute Nacht, meine Herren!“

(Fortsetzung folgt)